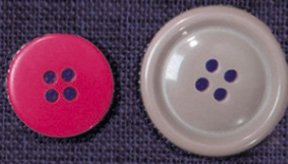






mtb



JANA
STIELER



DER STOFF,
AUS DEM
TRÄUME SIND



ROMAN



Ärztin, die ebenfalls müde aussah.

»Wie geht es ihr denn?«

»Sie hat keine bleibenden Schäden davongetragen. Zwei Wochen muss sie aber hierbleiben. Sie hat einen komplizierten Schienbeinbruch erlitten«, sagte die Ärztin. »Das ist eine ganz typische Verletzung bei Autounfällen, an denen Fußgänger beteiligt sind. Leider liegen in Frau Holloways Fall Knochenfragmente gegeneinandergelagert, deswegen müssen wir gleich operieren. Und danach wird sie Zeit brauchen, um wieder richtig auf die Beine zu kommen.«

»Wird jemand benachrichtigt?«, fragte Vivian dann.

Die Ärztin schüttelte den Kopf, und Vivians Übelkeit verstärkte sich.

»Schon traurig, oder?«, sagte die Ärztin, die Vivians niedergeschlagenen Gesichtsausdruck wohl falsch deutete. »Was nützt all die Berühmtheit, wenn niemand da ist, wenn es einem wirklich schlecht geht?«

Vivian starrte die Frau überrascht an.

»Ach, Sie wissen es gar nicht? Ich habe sie aber auch nur am Namen erkannt. Das ist Claire Holloway. Jahrzehntlang *die* britische Mode-Designerin überhaupt, sie hat sogar zu einigen Anlässen die Queen eingekleidet.« Nun wirkte die Ärztin hellwach und fast ein wenig aufgeregt.

»Oh«, sagte Vivian leise, weil sie nicht wusste, wie sie auf den erwartungsvollen Blick der anderen Frau reagieren sollte. Der plötzliche Glorienschein des Ruhms machte aus der Frau keinen anderen Menschen. Und Vivians Neugierde war ohnehin bereits so stark, dass nichts sie noch mehr hätte entfachen können. Aber wenigstens kannte sie jetzt den Namen ihrer Kundin: Claire.

Wieso hatte diese Claire Holloway ein altes Kleid wegen seiner Knöpfe gekauft, nur um es am nächsten Tag unberührt zurückzugeben? Und wieso hatte ein altes Jackett sie so aus der Fassung bringen können?

Als Vivian am nächsten Nachmittag den Laden an Rose übergab, folgte sie einem weiteren Impuls. Sie nahm das Jackett vom Haken. »Das nehme ich mit. Ich habe einer Kundin versprochen, es ihr vorbeizubringen. Sie wohnt auf meinem Heimweg, und sie war so schwer beladen.«

»Alles klar«, sagte Rose. »Das ist nett von dir.«

Verlegen musste Vivian an die Ärztin vom Vortag denken. Es schien ihr Schicksal zu sein, sogar dann noch für nett gehalten zu werden, wenn sie es gerade gar nicht war. Aber Rose konnte ja auch nicht wissen, warum sie das Jackett wirklich einsteckte. Sie wusste es schließlich selbst nicht genau.

Wenn ich herausgefunden habe, was es damit auf sich hat, werde ich das Jackett zurückbringen – oder tatsächlich die Kosten dafür begleichen, dachte Vivian. Es wäre der Lohn eines ganzen Arbeitstags. Schmerzensgeld für Claire Holloway, falls diese das Jackett behalten wollte.

Vivian schwang sich auf ihr Fahrrad. Während sie so schnell wie möglich zum

Krankenhaus radelte, dachte sie die ganze Zeit an das Kleidungsstück, das sie sorgsam gefaltet in einer Papiertüte auf ihrem Gepäckträger befestigt hatte. Wie würde Claire darauf reagieren?

Als sie kurz darauf am Besuchereingang des Krankenhauses stand und nach Mrs. Holloways Zimmernummer fragte, pochte Vivians Herz – und das nicht nur, weil sie so kräftig in die Pedale getreten hatte. Würde Claire Holloway sie überhaupt noch einmal sehen wollen? Und was, wenn wieder jemand Vivian fragte, in welcher Verbindung sie zu der Patientin stand? Vielleicht durften ja auch nur Angehörige den Kranken Besuche abstatten? In Filmen war das manchmal so, und dann war es immer sehr dramatisch für den Besucher, der aus irgendeinem Grund unbedingt in das Zimmer musste.

Im wahren Leben schaute allerdings nur eine schlecht gelaunte und sicher unterbezahlte Tresenkraft auf ihren Monitor und bellte: »C 242.«

Vivian konnte nur vermuten, dass es sich dabei um die Zimmernummer handelte. Auf ihr Zögern hin seufzte die andere Frau, bevor sie sich doch noch eine Auskunft abrang. »Geradeaus, dann ist links der Fahrstuhl. Zweiter Stock, Station C. Dann einfach den Schildern folgen.«

»Danke«, sagte Vivian zu dem Scheitel der Frau, da diese sich nicht noch einmal die Mühe machte, den Blick zu heben.

Schließlich stand sie vor der verschlossenen Tür von Zimmer 242. Claire Holloway musste verheiratet gewesen sein, schoss es Vivian plötzlich durch den Kopf. Die Ärztin hatte sie »Mrs.« genannt und nicht »Ms.«. Wenn man die erste und letzte Zahl der Zimmernummer addierte, ergab das die mittlere Zahl, überlegte Vivian. Dann fiel ihr nichts mehr ein, um das Unvermeidliche hinauszuzögern, und sie beschloss, anzuklopfen.

Hoffentlich würde Claire sie nicht gleich hochkant hinauswerfen. Das wäre sehr peinlich. Vor allem wenn es unter den Augen von Mitpatientinnen geschah, die eventuell ebenfalls im Zimmer lagen und an die Vivian bis eben gerade gar nicht gedacht hatte. Aber vielleicht ist sie am Ende ja doch nur eine einsame alte Frau, versuchte sie sich schließlich selbst zu beruhigen.

Niemand antwortete auf ihr Klopfen, was Vivian vollends aus dem Konzept brachte. Dass vielleicht gar keiner da sein könnte, daran hatte sie nicht gedacht.

5. Kapitel

Claire 2017

Claire zögerte, als sie das Klopfen hörte. Sie wollte niemanden sehen und zog deshalb in Erwägung, sich schlafend zu stellen.

Seit dem Unfall herrschte in ihrem Kopf ein Durcheinander, das sie nicht ordnen, sondern lieber vergessen wollte. Vielleicht war das auch der Grund, warum sie schließlich doch laut »Herein!« rief. Eine willkommene Möglichkeit zur Zerstreuung.

Gleich darauf hätte sie ihre Einladung am liebsten widerrufen. Die Verkäuferin aus dem miefigen Laden steckte ihren Kopf herein. Warum nur hatte sie nicht ihre Augen geschlossen und sich schlafend gestellt?

Abschätzig musterte sie Vivians T-Shirt-Kleid in einem unauffälligen Schlamm-Ton, der sie fahl aussehen ließ. Was wollte sie hier?

Zwei Meter vom Bett entfernt blieb die junge Frau stehen.

»Ich wollte sehen, wie es Ihnen geht«, sagte sie. Damit, dass sie ihre Augen nicht senkte, sondern Claires bohrendem Blick standhielt, errang sie einen winzigen Pluspunkt. Scheu, aber zumindest nicht unterwürfig, dachte Claire.

»Warum?«, fragte sie.

Sie dachte gar nicht daran, Vivian den Stuhl neben ihrem Bett anzubieten.

»Der Unfall sah schlimm aus. Und er ist direkt vor dem Laden passiert. Irgendwie fühle ich mich verantwortlich.«

Claire ging nicht auf die Erklärung ein. »Und wo ist Ihr Sohn? Schleudert er draußen im Gang mit Keimen um sich und lyncht damit ein paar Bettlägerige?«

»Nein, er ist bei meinem Vater.«

»Aha.«

Mit einem Anflug von boshafter Freude beobachtete Claire, wie Vivian unruhig wurde. Doch dann spürte sie wieder das Jucken der Haut unter den Verbänden und die Schmerzen, und sie entschied, dass sie wirklich Ablenkung gebrauchen konnte.

»Na, dann setzen Sie sich doch«, presste sie schließlich hervor und deutete auf den Stuhl neben sich.

»Und wie geht es Ihnen?«, fragte Vivian, nachdem sie sich vorsichtig in dem Plastikstuhl niedergelassen hatte.

»Bestens natürlich«, sagte Claire, und ihre Stimme triefte vor Ironie.

»Entschuldigung.« Vivian lächelte. »Das war eine dumme Frage.«

Claire schwieg.

»Sie sind berühmt«, stellte Vivian fest, um die peinliche Stille zu füllen.

»Ja. Ich war es. Kennen Sie meine Arbeit?«

Noch einmal maß sie mit ihrem Blick Vivians Körper, angefangen bei den Turnschuhen bis zu dem schmucklosen Haar.

Vivian ging nicht auf die Provokation ein. »Nein, ich kenne mich mit Mode nicht sehr gut aus. Aber die Ärztin hat es mir erzählt.«

Kill them with kindness, dachte Claire. Sie wusste, dass ihre eigene Sprödeheit wie ein undurchdringlicher Panzer wirken konnte, doch sie bezweifelte, dass Vivian bewusst war, dass dies auch auf ihre beharrliche Freundlichkeit zutraf.

Vielleicht war sie doch nicht so langweilig, wie es zunächst den Anschein hatte. Claires Blick fiel auf Vivians Tüte.

»Wollten Sie mir nicht noch Geld geben? Oder schleppen Sie jetzt stattdessen das Kleid wieder mit?«

Vivian errötete, doch ihre Stimme blieb fest. »Das ist nicht das Kleid. Und das Geld bekommen Sie natürlich wieder. Ich wollte etwas mitbringen. Aber ich wusste nicht, ob Sie Blumen oder Schokolade mögen. Mir ist aufgefallen, dass Sie dieses Teil interessiert hat, und deshalb ...« Sie reichte Claire die Tüte.

Gegen ihren Willen packte Claire die Neugierde. Sie lugte hinein, und für einen Moment hielt sie den Atem an. Es war das Jackett aus dem Laden. Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie zog es aus der Tüte, nahm es in beide Hände und hielt es sich näher vor das Gesicht.

Die Enttäuschung tat beinahe weh. Es war, als würde man eine Schokoladencreme erwarten und plötzlich auf eine Schuhsohle beißen. Die Jacke roch ganz falsch. Wie eines dieser Rasierwasser, die während der gesamten Neunzigerjahre die Luft verpestet hatten. Der süßlich-moderige Geruch sollte wohl eine Ozeanbrise nachstellen. Claire schüttelte sich. Das Meer roch ganz anders. Sie wusste es. Sie war dort aufgewachsen.

»Warum haben Sie das getan?«, fragte Claire beinahe erzürnt.

»Ich hatte das Gefühl, die Jacke gefällt Ihnen. Und dass Sie sie vielleicht haben wollen, weil sie so gut zu Ihrer Tasche passt.«

Verblüfft sah Claire ihre Tasche an. Dann brach sie in Gelächter aus. »Entweder haben Sie ein sehr gutes oder ein sehr schlechtes Auge«, sagte sie dann. »Es stammt vom selben Weber, und von Weitem ähneln sich die Grüntöne vielleicht. Aber sehen Sie denn nicht den hauchdünnen dunkelblauen Faden, der hier hindurchläuft? Ganz anders als die hellblaue Linie in dieser Jacke. Und das ist nur einer der Unterschiede, die vielleicht sogar Sie erkennen könnten.«

Es war Vivian anzusehen, dass sie ohnehin nur das Grün gesehen hatte. Dafür musste Claires eigener Kopf plötzlich mit einer Bilderflut umgehen, die zu überwältigend für ihren geschwächten Zustand war. Damit ihr Schädel nicht barst, musste sie die Eindrücke loswerden, auch wenn die junge Frau sie nicht verstehen würde und es sie auch wirklich nichts anging.

»Es erinnert mich an zu Hause«, sagte Claire. »Ich bin dort aufgewachsen, in der Heimat des Tweeds, auf den Äußeren Hebriden.« Und so kam es, dass Claire zum ersten Mal einer Fremden von ihrem Großvater erzählte.

6. Kapitel

Claire 1948

»Schau hin, Claire. Schau, wie stark das Gewebe nun ist.«

Ich wusste, was das hieß. Mein Großvater hatte gerade den Kettfaden mit dem Schussfaden verwoben. Nun war der Stoff beinahe unzerstörbar. Gebannt, als hätte ich es nicht schon hundertmal gesehen, näherte ich mich seinem Webstuhl.

Wie sehr mich dieses wuchtige Gerät faszinierte! Auf den ersten Blick erinnerte es an ein düsteres Monstrum. Eines aus schwerem Gusseisen und dunklem Holz. Einen ganzen Tag dauerte es, bis Großvater die Maschine so eingerichtet hatte, dass sie bereit für ein neues Muster war. Doch dann schien sie unter seinem Kommando ein Eigenleben zu führen. Das rhythmische Schnauben und Rasseln waren Musik aus einer fantastischen Welt der Maschinen. Für heute war ihr letzter Akkord schon verklungen.

Ich sog den Duft des Schmieröls ein. Er war mir nicht unangenehm, im Gegenteil, ich liebte ihn. So rochen die Hände meines Großvaters. Vertrauenerweckend. Während er arbeitete, konnte ich mir nie vorstellen, dass aus diesem Chaos der Garnstränge ein Gewebe entstehen würde. Doch am Ende war es vollbracht. Nur selten unterlief Großvater einer der groben Fehler, die den Weber einen Teil seines Lohns kosten konnten. Und auch dieser Stoff erschien mir perfekt. Das goldene Braun der Flechten auf den Steinen am Wasser wurde durch grasgrüne Einsprengsel aufgefrischt. Nun stand dem Material nur noch eine Tortur bevor: das Waschen. Je härter der Stoff dabei in die Mangel genommen wurde, desto widerstandsfähiger wurde er. Er würde später Sturm, Wasser und sogar schlechter Behandlung trotzen.

Ich habe das Gewebe stets als etwas Lebendiges gesehen, dem mein Großvater eine Seele verliehen hatte. Ich war mir sicher, dass seine Farben ihre Leuchtkraft verlieren würden, an den fernen Orten, an die es gebracht wurde, nach England oder noch fernere Länder. Ausgelaugt von *Cianalas*. So nannten die Gälen die Sehnsucht, die sie fernab der Heimat empfanden. Und nirgendwo war man gälischer als auf den abgeschotteten Inseln.

Mein Vater hatte vor nicht allzu langer Zeit in der Normandie das Ende des Zweiten Weltkriegs eingeläutet – im Kilt. So hatte er es mir zumindest in jener Zeit beschrieben, als er sich noch die Mühe gemacht hatte, Geschichten zu erzählen.

»Claire, kommst du?« Eine zaghafte Stimme riss mich aus meinen Gedanken. Ich erkannte und ignorierte sie. Erst als sie die Worte wiederholte, drehte ich mich widerwillig zur Tür um. Dort stand meine Mutter Shona. Ich ertrug es kaum, sie anzusehen. In ihrem blassen Gesicht schien immer ein stiller Vorwurf zu liegen, der wohl nicht mir galt, aber mich dennoch mit Ablehnung und Scham erfüllte. In dieser Hinsicht war ich meinem Vater sehr ähnlich – die Wehrlosigkeit der Schwachen erfüllte mich mit Ärger, der sich rasch in